

Dankrede zur Verleihung des Helmut-M.-Braem-Übersetzerpreises 2024

Liebe Beate Frauenschuh, liebe Mitglieder des Freundeskreises, liebe Vera Gerling als Vertreterin der Jury, lieber Philipp Theisohn, liebe alle!

Nun stehe ich hier mit vermutlich hochrotem Kopf nach diesem großzügigen Lob von Philipp Theisohn und bin mir immer noch nicht ganz sicher, ob er tatsächlich von mir geredet hat ... Ich danke Dir, lieber Philipp, dafür, dass gerade Du heute meiner wegen hier bist, für deinen klugen Blick aufs übersetzerische Tun und den verständigen, liebevollen Blick auf meine Arbeit.

Zum ersten Mal wird ein Preis, der tatsächlich von Jurys vergeben wird, in denen vorrangig Übersetzer und Übersetzerinnen sitzen, an jemanden verliehen, der aus dem Chinesischen übersetzt. Noch dazu ein Preis, der von Übersetzern für Übersetzer gestiftet wurde. Und dann noch für das Werk einer nicht nur hierzulande reichlich unbekanntem Autorin, kein Bestseller, kein Klassiker, kein „chinesischer Ulysses“ - so dass ich annehmen darf, dass ich tatsächlich für meine Übersetzungsleistung gewürdigt werde. Und wow, das freut mich, die ich nun seit fünfzehn Jahren den nicht ganz einfachen Weg eingeschlagen habe, als hauptberufliche Übersetzerin chinesischer Literatur zu arbeiten, ungemein. Großen Dank an die Jury, die vielleicht auch ein bisschen Mut zu dieser Entscheidung gebraucht hat. Ich hoffe allerdings, dass die Auszeichnung für das „Lebenswerk“ nicht ganz ernst gemeint ist oder sich schlicht auf mein Engagement für die Sache der Übersetzer und der Vermittlung chinesischer Kultur bezieht, denn ich habe noch einiges vor ...

Der konfuzianische Philosoph Xūn-Zǐ (ca. 300- 239 v. d. ZW) hierzulande nicht sehr bekannt, aber dennoch bestimmt so weise wie Goethe, hat einmal gesagt:
„Wer mich also kritisiert und dabei recht hat, der ist mein Lehrer. Und wer mir zustimmt und dabeirecht hat, der ist mein Freund.“

Dass ich der Sache des Übersetzens trotz viel Frust treu geblieben bin, verdanke ich ohne Übertreibung denjenigen, die hier sitzen, dem Verband und seinen Mitgliedern, unter denen es so viele menschlich wie professionell formidable Menschen gibt, dass es einfach eine Freude ist, dazuzugehören. Und ich danke Dir, liebe Marieke Heimbürger, unserer Vorsitzenden des VdÜ, dass Du heute trotz allem hier bist. Das weiß ich sehr zu schätzen. Ich war dabei, als einige meiner formidablen Kollegen hier vor mir mit diesem Preis ausgezeichnet wurden und jedes Mal begeistert und glücklich - Thomas Brovot, Frank Heibert, Myriam Mandelkow gehören dazu. Es ist unglaublich, dass ich mich heute in diese Liste einreihen darf, es ist aber vor allem auch genau diesen Menschen zu verdanken, von denen ich in Workshops und Gesprächen und durch ihre Art zu übersetzen und darüber nachzudenken, wahnsinnig viel gelernt habe. Dazu gehören weitere Kollegen, die im Lauf der Jahre oft zu meinen Lehrern und manche davon auch zu Freunden geworden sind; ich hoffe, ich vergesse niemanden, wenn ich jetzt ein paar Namen nenne: Ulrich Blumenbach, Ingo Herzke, Svenja Becker, Sabine Müller, Holger Fock, Hinrich Schmidt-Henkel, Rosemarie Tietze, Annette Kopetzki, Olga Radetzkaja. Unter diesen Namen sind wohl nicht ohne Grund einige DÜF-Vorstandsmitglieder, denn ohne den Deutschen Übersetzerfonds, seine Stipendien und Werkstätten und das große Vertrauen, mich vor drei Jahren zu seiner Gastprofessorin zu ernennen, hätte ich unterwegs bestimmt das Handtuch geworfen.

Und was den Roman betrifft, für den ich ausgezeichnet werde, kann ich der Lektorin Sabine Erbrich (die während ihres Sabbaticals in Oxford weilt und deshalb heute leider nicht hier sein kann) nicht genug dafür danken, dass sie diese Perle für den Suhrkamp-Verlag entdeckt, mir als übersetzerische Spielwiese anvertraut und das Ergebnis so sorgfältig lektoriert hat.

Wenn mich der Konfuzianismus eines gelehrt hat, dann ist es Respekt und Dankbarkeit gegenüber Lehrern.

Ich möchte etwas Persönliches erzählen, und dabei geht es auch um die Lehrer meines Lebens.

Ich hatte in meiner Schulzeit das Glück, einige richtig gute Lehrer zu haben, ein Glück vor allem, wenn man wie ich aus einem sogenannten bildungsfernen Haushalt kommt. Ich bin in Hessen geboren und war als Kind nie im Urlaub, weder an anderen Orten Deutschlands noch im Ausland, das erste Land, in das ich mit 14 Jahren gereist bin, war England, und dort war ich dann sehr oft und bin immer noch verliebt in das Land und seine Sprache.

Aber so etwas wie „Normales“ wie Anglistik studieren, wäre mir und meiner unersättlichen Wissbegier nicht genug gewesen. Schon in der Oberstufe habe ich angefangen, für Lokalzeitungen zu schreiben, habe in den Ferien Zeitungspraktika bei der Frankfurter Rundschau gemacht und war am Wochenende oft unterwegs; mal habe ich bei einer Lesung Margarete Mitscherlich (*Die Unfähigkeit zu trauern*) interviewt, dann wieder war ich beim Hasenzüchterverein, habe ganzseitige Artikel über verfallende Burgruinen in Hessen oder lokalen Weinbau verfasst. Das journalistische Schreiben hat mich vieles gelehrt, vieles sehr unbewusst, vor allem die Neugier auf alles Unbekannte, bislang Nichtgekante, Respekt vor den Menschen und ihren Leidenschaften und natürlich war es eine ständige Übung darin, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, die richtigen Fragen zu stellen und Sachverhalte so an die Leser zu bringen, dass sie sie hoffentlich mit Gewinn und Vergnügen lesen. Es war ständiges Übersetzen.

Mein Deutschlehrer in dieser Zeit, auch Leiter der Theater-AG, in der ich war (auch das eine gute Schule) gehörte zu den ersten Europäern, die die Volksrepublik China nach der vorsichtigen Öffnung in den späten 1970er Jahren bereist hatten. Seine Fotos und Erzählungen waren sicher einer der Gründe, warum ich schließlich Sinologie studiert habe. Die Aussicht, diese faszinierende Schrift beherrschen zu lernen und in China studieren zu können, haben mich zusätzlich beflügelt. Damals, in den späten 1980er Jahren, betrachtete man China anders als heute als ein Land der Hoffnung, chinesische Literatur boomte wie die der Länder Lateinamerikas und allein der Suhrkamp-Verlag brachte eine ganze Reihe von Klassikern der chinesischen Moderne auf den Markt, die heute allesamt vergriffen sind.

Als ich anders als viele andere mein Studium nicht abgebrochen habe (erstes Semester: achtzig Studenten, zweites Semester: zehn Studenten) und als Austauschstudentin nach China gegangen bin – auch hier wieder meine dickköpfige Wahl „bloß nicht dahin, wo alle hinwollen“, also nicht nach Peking, sondern nach Chengdu, Sichuan - war das Anfang der 1990er Jahre noch ein anderes China, als wir es heute kennen. Private Autos waren verboten, alle fuhren Fahrrad, es gab keine Supermärkte, nur Märkte, die Luftverschmutzung war dennoch viel schlimmer als heute und nirgends konnte man ausländische Zeitungen kaufen. Mein Tor zur Welt war ein Weltempfänger, mit dem man BBC World News empfangen konnte und ein Abo des *Far Eastern Economic Review*, einem Hongkonger Wochenmagazin.

Mein Tor zur chinesischen Sprache und Kultur (den Uni-Unterricht habe ich eher weniger besucht) war neben ausgedehnten Reisen mit langsamen Zügen in alle Ecken und Enden des Landes ein Kalligrafielehrer, den ich mir auf der Straße gesucht hatte, wo er Kalligrafien und Bilder verkaufte. Dieser Mann, sein Name ist Zhong Binghe, Künstlernamen Wang Pingan, war einer der wichtigsten Lehrer meines Lebens, eine Schatztruhe des Wissens und der Menschlichkeit. Ein bescheidener Künstler, der mit seiner Familie sehr einfach lebte, aber sämtliche klassischen Gedichte Chinas (und nicht nur die) stets auswendig aufschrieb. Am Ende habe ich etwa ein Jahr lang drei Tage pro Woche bei ihm zuhause verbracht, mit ihm Gedichte und Geschichten gelesen, analysiert, versucht zu verstehen, geschrieben, zusammen gekocht und gegessen und Spaziergänge gemacht, um im Teehaus Tee zu trinken und die Inschriften und Kalligrafien in alten Tempeln zu studieren. Er hat mich gelehrt, jedes Zeichen und seine Etymologie, jede Gedichtzeile und alles, was sie enthält, aber nicht mit Worten verrät, erst zu verstehen, bevor ich sie schreiben durfte. Und er hat mich gelehrt, mit allen Sinnen zu lernen, Text immer als Kontext zu lesen und mein Gefühl für den Text zuzulassen. „Die Hand stoppt den Pinsel, aber das Herz stoppt die Hand“, sagte er immer.

Mich hat immer das andere, das Neue interessiert und vor allem die Entdeckung des Verbindenden, von Zusammenhängen, die man vorher nicht geahnt hat, die unvorhersehbaren Gemeinsamkeiten, die Glücksmomente, wenn man in einem Menschen, in einer Landschaft, in einem Kunstwerk, in einem Text etwas wiederfindet, das ein Gefühl des freudigen Wiedererkennens oder der späten Erkenntnis auslöst. Deshalb kann ich wenig mit markierter Sprache und dem Ansatz anfangen, das Trennende, Nicht-gleiche von Menschen zu betonen und immerzu um sich selbst, das Ich, zu kreisen. Mich interessiert das Verbindende, das Offene, das Entwicklungsfähige.

Der erste Ort, in den ich 1991 über Land von der Volksrepublik China aus gereist bin, war Hongkong, damals noch britische Kronkolonie, aber bereits voller Debatten über die Zukunft der Stadt, die bald an China zurückgegeben werden sollte.

Und damit wären wir bei diesem Roman, in dem kein einziges Mal der Name Hongkong erwähnt wird, der aber von nichts anderem handelt. Hier geht es um das Hongkong der 1970er Jahre, die den Beginn einer kurzen Zeitspanne von zwanzig Jahren markieren, in denen die britische Herrschaft nicht nur für den kleinen, wohlhabenden Teil der Bevölkerung als Glücksfall betrachtet wurde. Es war eine Zeit des hoffnungsfrohen sozialen Umbruchs einerseits, von Sozialreformen und mehr Mitbestimmung für die Bevölkerung, aber auch eine Zeit der Krisen - Energiekrise, Ölkrise, Flüchtlingskrisen. Erst 1974 wurde in der britischen Kronkolonie Chinesisch bzw. Kantonesisch neben Englisch zweite Amtssprache. Und die Sprache bzw. Sprachen der Stadt sind eine der wichtigen Protagonistinnen dieses Romans, in dem immer wieder gefragt wird, was wir eigentlich meinen, mit dem was wir sagen, was eigentlich eine Ananas dazu sagen würde, wenn wir eine todbringende Bombe mit ihrem Namen basteln und in dem viele neue, fröhlich-präzise Begriffe geschaffen werden, wie Türwart, Itisiosen oder Stars-and-Stripes-Beziehungspflegeamt. Übersetzen heißt, das wissen wir, Fragen stellen – Fragen nach dem Wer Wann Warum, aber auch linguistische Spurensuche und in letzterer Hinsicht gibt es da im Chinesischen immer ein bisschen mehr zu tüfteln als in anderen Sprachen.

Unter den vielen Dingen, die die chinesische Sprache auszeichnet, war gerade für die Übersetzung von *Meine Stadt* eine Besonderheit wichtig: Laut- und Schriftsystem existieren

im Chinesischen unabhängig voneinander. Dasselbe Schriftzeichen kann nicht nur mit den Lautungen des Standardchinesisch gelesen werden, sondern auch mit kantonesischer oder zum Beispiel japanischer Lautung. Unterschiede zwischen Kantonesisch und Standardchinesisch lassen sich an bekannten Namen demonstrieren: Tschiang Kaishek ist der kantonesische Name von Jiang Jieshi und Sun Yatsen heißt auf Hochchinesisch Sun Yixian (wer jetzt nicht weiß, wer Tschiang Kaishek und Sun Yatsen waren, der sollte schleunigst einen Wikipedia-Artikel zur Geschichte Chinas im 20. Jahrhundert lesen).

Dieser Roman, der literarisch mit allen Eigenheiten der chinesischen Sprache glänzt und spielt, Sprache, Literatur und das Schreiben selbst zum Gegenstand macht und dabei ständig auf Werke europäischer Kultur referiert, ist ein Glücksfall. Wir merken beim Lesen zunehmend, wie trügerisch Sprache ist, wie sehr das Gesagte und das Gemeinte auseinanderklaffen und wie der Erzähler es sich in seine Welt übersetzt. Fast schon ein Roman über das Übersetzen also.

An einer Stelle kommt eine Frau am Schaufenster eines Buchladens vorbei, in dem die neuartigen „Instant-Romane aus dem Apfelbuchverlag“ verkauft werden, die man in verschiedenen Geschmacksrichtungen in Pulverform eingetütet mit nach Hause nimmt, in Wasser auflöst und trinkt und der Roman sich anschließend wie ein Film vor dem inneren Auge abspult.

Stichwort Film. Die Autorin war ursprünglich Lehrerin, dann Dichterin und Drehbuchautorin. In einem Interview sagte sie einmal, dass sie einen Roman schreiben wollte, der an Filme wie *Yellow Submarine* von den Beatles, *Zazie in der Metro* von Louis Malle oder Filme von Godard, wie *Tout va bien (Alles in Butter, 1972)* erinnert. In einem Kapitel gibt es ein Zwiegespräch zwischen einem Literaturkritiker, der mit Linealen die Qualität von Romanen vermisst, und einem Haufen beschriebenen Papier. Dieser Papierhaufen ist vermutlich der Roman selbst, der erzählt, dass er aus Collagen besteht, zusammengesetzten Schnipseln, wie „*Tout va bien* von diesem französischen Regisseur“.

Das Wichtigste an dieser Collage, man könnte sagen: Parallelmontage verschiedener Bilder und Gedanken, ist das Prinzip: *Show, don't tell*; zu beobachten, ohne zu bewerten und durch die Verknüpfung scheinbar unzusammenhängender Bilder unerwartet zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Keine Angst, es werden durchaus Geschichten erzählt, sehr unterhaltsame sogar, auch phantastische, auch melancholische.

Der junge Aguo, dessen erzählerischem Blick wir folgen, ist immer ein Lernender, ein Fragender, ein Beobachtender. Er ist flink im Observieren und sehr langsam im Beurteilen. In einem Kapitel gehen Aguo und sein Freund Mike Munter zusammen mit anderen Freunden auf einer der äußeren Inseln Hongkongs wandern. Und da dieses Kapitel sehr Vieles enthält, das diesen Roman ausmacht und auch exemplarisch von den Herausforderungen an die Übersetzerin zeugt, möchte ich zum Abschluss etwas daraus vorlesen.

Auszug aus Xi Xi, *Meine Stadt*, Suhrkamp Verlag 2023, S. 157-165 (gekürzt).

Karin Betz, 15. Juni 2024